



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Briefe aus Neapel. II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

versteht sich von selbst. Und darin liegt das Nachtheilige eines solchen Verkaufssystems überhaupt. Es bedingt einen Ausfall der regelmäßigen Staatseinnahmen, der anderweitig gedeckt werden muß; der Verkauf hilft momentan, schadet aber für die Zukunft selbst dann, wenn der Erlös nicht für laufende Bedürfnisse, sondern zur Zahlung von Schulden verwendet wird. Denn die Schulden und die Höhe ihrer Zinsen bleiben constant, der Werth der Güter aber und ihre Erträge steigen. Eher ließe sich der Verkauf von Industrieunternehmungen rechtfertigen, da abgesehen von Anderem, der Gewinn hier kein sicherer ist. Aber lassen wir diese Fragen bei Seite und fragen wir nur, was hat der Verkauf genützt? Hat er den Volkswohlstand gehoben, die Stadtschulden vermindert? Keines von beiden, es war ein zu verschiedenen Zeiten angewendetes Palliativ, weil man momentan nichts besseres wußte. Wenn man auch sofort den letzten Rest der Staatsgüter verkaufen wollte, es würde nichts nützen, wenn man nicht gleichzeitig bedacht wäre, da Ersparungen eintreten zu lassen, wo sie möglich und angebracht sind, um die Produktionskraft, oder wie man hier gewöhnlich sagt, die Steuerkraft zu heben. Seit 1811 haben die sämtlichen directen Jahressteuern nur fünf Mal hingereicht, um das Militärbudget zu decken, nämlich 1819. 1825. 1826. 1827. 1830. Sonst mußte also stets zn den indirecten Steuern gegriffen werden, wodurch trotz aller mitunter selbst die Sache schädigenden Beschränkungen die Gesamteinnahmen des Staates in diesem Jahrhundert nur ein Mal (1817) hinreichten, um die Gesamtauslagen zu decken. Sonst schloß man stets mit einem Deficit. Und mit welchem? 1809 — 167 Millionen (ich führe nur die Millionen an); 1810 — 215 Millionen; 1849 — 153 Millionen; 1855 — 158 Millionen. Darauf die argen Jahre mit den Rüstungskosten des orientalischen, italienischen, schleswigischen, endlich des deutschen Krieges. Wenn trotzdem das Deficit jetzt unter 100 Millionen gesunken ist, und in diesem Jahr 50 Millionen nicht erreichen soll, so haben wir alle Ursache uns über die natürlichen Hilfsquellen des Staates und die enorme Steigerung der Production zu freuen. Darin aber liegt auch eine Mahnung für die Steigerung, den Schatz ihrer Domänen sorglich zu conserviren.

---

### Briefe aus Neapel.

#### II.

In den ersten Januartagen besuchten wir auf die Einladung des Grafen Monte St. Angelo seine über der Stadt gelegene Villa Floridiana. Wir

nahmen unseren Weg über den neu angelegten Corso Vittorio Emanuele, der sich im Bogen an der mittleren Höhe der alten Lava hinzieht, welche Neapel auf der Landseite einschließt. Er führt von Piedigrotta (vor der Grotte des Posilipo, welche jene Lava durchschneidet) bis unter die Mauern von St. Elmo und wird nach und nach auf beiden Seiten mit neuen Palazzi's besetzt. Die Regierung hat ihn angelegt, um für die unglücklich eingeeengte Stadt eine neue Terrasse und damit dem armen Volke mehr Raum zu gewinnen. Er ist landschaftlich ungemein anziehend; von links ragt der mit Cactus und Aloë bestandene Fels noch überall zwischen die Neubauten herein, nach rechts übersieht man die Stadt und den Golf. Was ist das nun für ein völlig anderer Anblick, als ihn eine nordische Stadt gewährt! Wenn bei uns zwischen der Masse hochgiebliger Häuser einmal ein einzelnes steht, das im südlichen Stile gebaut ist, so kann das nicht deutlich und nicht vollständig wirken; aber hier, wo eine ganz anders geartete Stadt innerhalb einer fremden Landschaft vor uns liegt, wird man schnell gewahr, was es mit dem Charakter der beiden Architecturstile auf sich hat, und wie deutlich auch die Baukunst zu reden vermag. Sucht man nach den Elementen, welche dieselbe hier zur Anwendung bringt, so entdeckt man deren im Grunde nur zwei, den rechten Winkel und den Bogen, diesen freilich häufig auch schräg gedrückt, z. B. wenn er zum Unterbau von Treppen dient. Bei uns kommt im Dache und in starken Ausladungen der schiefe Winkel in allen Graden und der Spitzbogen, auch sonst mannigfache Schweifung vor. Beide Stile sind in ihren wesentlichsten Stücken im Grunde durch das Klima und den Charakter des zur Verfügung stehenden Materials bedingt: wir brauchen des Schneefalls wegen hohe Dächer und können und müssen vielfach das Holz zur Anwendung bringen, hier kann man der Dächer entbehren und ist, was das Material betrifft, ausschließlich auf den Stein angewiesen. Aber die hiesige Bauart hat sich durchaus näher an das Bedürfnis gehalten, das sie befriedigen soll; die deutsche hat, weit darüber hinausgehend, zugleich ein Inneres, eine geistige Stimmung auszudrücken sich bemüht. Das neapolitanische Haus, einzeln betrachtet, ist ein sehr einfacher und eigentlich recht kahler Bau ohne Profilirung und ohne Schmuck; es ist ein Werk der Nothwendigkeit und an sich nicht schön. Es ist ein Unterkommen für den Menschen, nichts mehr; seine Linien halten sich dem Boden parallel, an dem der Bewohner mit allen seinen Sinnen, mit seiner ganzen Existenz gefesselt ist. Der deutsche Bau drückt Erhebung über den Boden aus, eine mystische Unbestimmtheit, ein phantastisches Sehnen, eine gemüthliche und etwas schwerfällige Ernsthaftigkeit. Indem er so aus dem Reiche der Nothwendigkeit in das der Freiheit gelangte, war er viel eher, als der hiesige Naturbau, den Veränderungen des individuellen Geschmacks und der Willkür, und nicht

weniger den Einwirkungen einer ganzen Zeitrichtung preisgegeben, sodaß wir schließlich zu der größten Mannigfaltigkeit von Stilarten gelangt sind.

Die hiesige Bauart ist dagegen viel constanter, und man würde heutzutage wahrscheinlich gar nicht von der pompejanischen Art und Weise abgewichen sein, die man ja in allem Wesentlichen beibehalten hat, wenn nicht die Uebervölkerung der Küsten durchaus in die Höhe zu gehen gedrängt hätte. Auch läßt sich ein anderer wichtiger Unterschied zwischen damals und jetzt nicht verkennen, aber er liegt nicht in den architectonischen Elementen. Der Pompejaner schmückte seine Höfe, wie er konnte, aufs zierlichste mit Wandgemälden und Statuen aus; heute läßt man die offenen Räume ungeschmückt, und in den unbehaglichen Zimmern zeigt man mehr den Reichthum, als den Geschmack, in vergoldeten Möbeln. Dieser Unterschied bezeichnet aber keine neue geistige Richtung, sondern nur ein Sinken der Production innerhalb der alten. Auch ehemals überließ man sich derselben unbefangenen Lust am Leben, mit derselben Naivetät und ohne sich viel Gedanken zu machen; aber man wußte die freudige Auffassung des Daseins zugleich künstlerisch auszudrücken, man verstand den Genuß zu veredeln. Jetzt hat die Production aufgehört und nur die Sorglosigkeit ist geblieben, das Leben in den Tag hinein.

Nun gewährt Neapel aber doch ein unvergleichlich schönes Bild. Dies liegt an verschiedenen anderen begleitenden Umständen. Zunächst sind die Häuser im Grundriß immerhin noch mannigfaltiger als im Aufriß, sodaß die Monotonie doch durch mancherlei Uebereinstellungen unterbrochen wird. Dann die landschaftlichen Linien, welchen die Stadt, den Berg hinaufgelehnt folgen muß, und die sie mit ihren flachen Dächern so kräftig wiedergibt! Und je höher sie hinaufsteigt, desto breiter und malerischer tritt der grau schimmernde, phantastisch zerklüftete Boden mit seinen Agaven (deren baumhoher Blütenstengel wie ein vielarmiger Kandelaber geformt ist), seinen hangenden Ranken, seinen Pinien zwischen die Gebäude hinein; und je steiler der Fels wird, desto wuchtiger werden die durch hohe Bogen gestützten Futtermauern, welche den schmalen Grund, auf dem die Villen hinausgebaut sind, festzuhalten haben. Darüber der herrliche tiefblaue Himmel, von dem sich jeder Gegenstand so deutlich abhebt, und gar Abends, wenn die Sonne hinter dem Posilipo verschwindet, ein unbeschreiblicher golden violetter Ton über dem ganzen Bilde, und alle Fenster wie in einer plötzlichen Illumination einige Augenblicke erglänzend; davor das Meer, dessen durchsichtiges Grün von den mannigfachen Reflexen überschimmert ist — das ist freilich von dem Schönsten, was die Erde unseren Augen bietet. Endlich muß auch der Zustand der Vernachlässigung und des permanenten Verfalles, in welchem sich die meisten Gebäude befinden, indirect die Wirkung des Ganzen verstärken;

er fügt dem malerischen einen poetischen Reiz hinzu. Denn wenn schon die Bedürfnislosigkeit und Natürlichkeit, welche sich in der Architectur ausdrückt, an sich von poetischem Zauber ist und uns unwillkürlich an einfache paradiesische Zustände gemahnt, so kann uns die Harmlosigkeit, mit der man hier sich und sein Haus den befreundeten Elementen überläßt, vollends um alle schweren Gedanken bringen. Hier schließt das Leben jeden Abend und fängt jeden Morgen neu an. Mag die kommende Generation sich Häuser bauen, wie sie will und kann; Gott weiß, wer diejenigen gebaut hat, in denen wir Glücklichen jetzt wohnen! Das fühlt sich wie ein Stück lebendiger Poesie; — wenigstens bei Sonnenschein; bei grauem Himmel gibt es Leute, die sich darüber ärgern wollen, weil sie unvorsichtiger Weise zu denken anfangen und dabei auf manche Eigenthümlichkeit des neapolitanischen Lebens gerathen, die zwar auch die liebe Natur zur Mutter hat, aber doch nicht schön ist.

Wir waren vom Vittorio Emanuele über ein hohes Grabito zum Vomero hinaufgestiegen, dem obersten Rande von Neapel. Hier liegt die Villa Floridiana, mit einer Aussicht, wie wir sie ähnlich von San Martino aus gehabt haben. Sie ist von einem der schönsten und bestgehaltenen Parks umgeben. Nur dem Rasen fehlte das saftige Grün, sonst hatte man ein sommerliches Bild vor sich, da eine große Zahl von Blumen noch blühte und der Garten nur immergrüne Bäume enthält. Einen gewissen Ruf hat er durch seinen Reichthum an hohen Cameliestämmen erlangt; dieser im schönsten Weiß und in allen Schattirungen von Roth blühende Hain mit seinen dunkelglänzenden Blättern gewährte denn auch einen überaus freundlichen Anblick. —

Von der parthenopeischen Universität läßt sich nicht viel rühmen. Das Gebäude, wenn auch von engen Gassen eingeschlossen, ist groß und stattlich, die Sammlungen haben Raum und Licht, die Bibliothek ist für die augenblickliche Benutzung gut eingerichtet; — aber in der Hauptsache fehlt es bedenklich. Der Lectionsplan ist sehr spärlich bedacht; namentlich fehlen die Specialitäten, die wir am schwarzen Brette angekündigt zu sehen gewohnt sind. Seminarien und freie Societäten — jene vortrefflichen Anstalten, die bei uns dazu bestimmt sind, in das Innere der Wissenschaft einzuführen, — scheinen hier nicht vorhanden zu sein. Die Professoren lesen mit wenigen Ausnahmen nur ein einziges Colleg und dieses nur in drei wöchentlichen Stunden, sodaß die Universität trotz der großen Zahl der Studenten, von der man sprechen hört, doch immer ziemlich leer ausieht. Und für wen ist nun die spärlich dargereichte Nahrung bestimmt? Ein Professor sagte uns,

die Universität zähle etwa 10,000 Studenten, ein Pedell gab die Ziffer auf 6—8000 an, in der Stadt sprach man von 5—6000. Man weiß es nicht. Jener amüsante Ehrgeiz unserer guten deutschen Universitäten, welche sofort nach Abschluß ihrer Verzeichnisse (in welche, was irgend mit Ehren angeht, als „Philosoph“ eingeschmuggelt wird) die erreichte Ziffer in den Blättern bekannt machen, wenn sie nämlich einigermaßen günstig erscheint, er fehlt hier ganz. Die Studenten oder „giovinetti“ wie sie in den Affichen genannt werden, stehen außerhalb der Corporation, sie sind gar nicht inscribirt; Jeder ist Student und Keiner ist es; ein Nachweis wissenschaftlicher Befähigung wird von den Besuchern der Vorlesungen nicht verlangt. Hier existirt also die akademische Freiheit in Form absoluter Voraussetzungslosigkeit. Das möchte manchem deutschen Akademiker erbaulich klingen, in der Nähe sieht sich's aber nicht sonderlich an. Das akademische Publicum ist ein aus allen Lebenssphären, aus allen Bildungsgraden zusammengelaufenes; es gibt unter diesen tausend Einzelnen zu wenig Elemente der Gleichartigkeit und der Uebereinstimmung, als daß sie sich als eine Gemeinschaft empfinden und einen gemeinsamen Geist darstellen könnten. So geht ihnen der Segen der Charakterbildung, des wissenschaftlichen Wettseifers und der Poesie verloren, den — bei allen seinen komischen Sonderbarkeiten — das akademische Genossenschaftsleben in Deutschland gewährt. Es wird Einem beim Anblick dieser italienischen giovinetti recht philisterhaft zu Muth.

Wir besuchten eine juristische Vorlesung. Die Thür blieb offen, der Lärm des Hofes und der Corridors drang hinein, es ging wie in einem Taubenschlage ab und zu. Gegen hundert Zuhörer umlagerten das Katheder des Professors, Alle — mit Ausnahme des Professors — hatten die Hüte auf, Einige rauchten, Andere bespuckten auf gute Matrosenmanier den Boden. Einen Text hatten kaum Zwanzig mit sich und nur die Allerwenigsten machten Notizen. Der sehr lebendige Vortrag schien hier und da an Floskeln zu leiden und war zur wenig präcis; aber ich habe überhaupt keine Vorstellung davon, wie man eine Versammlung unterrichten soll, deren Bildungsstand nicht ungefähr gleichartig ist, und deren geistigen Durchschnittszustand man nicht kennt.

Wie kann der Staat, dem die Universität schließlich Geld genug kostet, hoffen, mit so lockeren unzulänglichen Einrichtungen sich brauchbare Beamte zu erziehen? Ohne positive Kenntnisse, wie die Meisten dieser zukünftigen Staatsdiener bleiben, kommen sie demnächst in die Lage, die verwickelten Fragen der Praxis mit allzu allgemeinen und dürftigen Theorien behandeln zu müssen — eine der schwersten Hemmungen für einen Staat, der aus einem kleinen ein großer werden will. Was hilft da die natürliche Intelligenz der Italiener, die man so vielfach preisen hört? Das Volk hat keine

rechte Achtung vor den Beamten und wird unruhig an der Unsicherheit, die es den administrativen Maßregeln anfühlt, und der Staat selbst bekennt, daß ihm nicht genug geschehe, denn in einem der letzten Tentamina z. B. ließ er nur 16 Procent der Examinanden bestehen. Aber dergleichen ein einziges Mal erleben und dem Uebel nicht an die Wurzel greifen — wie ist das möglich, da die Kur hierin wahrhaftig nicht so schwer ist? Denn wenn man auch annehmen darf, daß die eine Hälfte der Durchgefallenen sich noch emporarbeitet, so ist doch so gut wie gewiß, daß die andere die verderblichen Elemente in der Gesellschaft auf bedenkliche Weise verstärkt. So erzieht sich der Staat an eben der Stelle, wo er sich seine Kraft bereiten sollte, mit eigenen kostbaren Mitteln seine Feinde.

---

Nicht weit von Capodimonte hinter der Kirche San Gennaro dei Poveri, die zu einem großen Armenhause gehört, öffnen sich die Katakomben Neapels. Sie sind in den aus Travertin (Schlammlava) bestehenden Höhenzug hineingearbeitet, an den sich die Stadt anlehnt. Ehemals waren sie von sehr beträchtlicher Ausdehnung; jetzt sind sie, weil räuberisches Gesindel darin nistete, bis auf einen geringen Rest unzugänglich gemacht, nachdem das mit Pestleichen angefüllte unterste Stockwerk bereits im 17. Jahrhundert verschüttet worden war. Ursprünglich gab es nämlich drei Etagen über einander.

Unmittelbar neben dem Eingange findet sich ein natürliches Gewölbe, in welchem ein alter einfacher Altar und ein aus dem Felsen gearbeiteter Bischofsstuhl stehen. Hier soll der heilige Januarius eine Zeit lang gelebt und dann nach seiner Hinrichtung die Ruhestatt gefunden haben, bis seine Gebeine in den Dom übertragen wurden. Die Katakomben selbst bestehen aus ziemlich breiten Gängen, die wohl zehn bis zwölf Fuß hoch sind und sich hie und da zu großen Gewölben ausweiten, in welche an einigen Stellen das Tageslicht fällt. In die Wände dieser Gänge sind schrankartige horizontale Vertiefungen getrieben, groß genug, um einen menschlichen Körper zu fassen, und wol drei, vier übereinander. Auch in den Boden sind Grüste gearbeitet. Familienbegräbnisse sondern sich gegen einander ab; sie werden oft durch ein in die Wand gemeißeltes Gewölbe gebildet, das dann rechts und links und in der Hinterwand wieder die Oeffnungen zur Aufnahme der Leichen enthält. Ein solches Familiengewölbe steht einem altrömischen Columbarium ähnlich, nur daß seine Verhältnisse weit größer sind, weil seine loculi nicht die kleinen Aschenreste, sondern die ganzen Körper aufzunehmen hatten. Gegenwärtig sind die Vertiefungen bis auf vereinzelte Knochen alle leer, und die Marmorplatten, mit denen sie geschlossen und auf denen die Namen der

dahinter Ruhenden zu lesen waren, sind nicht mehr vorhanden. Die meisten sind wol entwendet worden; der Rest ist ins Museum gerettet. In einigen von den Gewölben findet man Spuren von Freskobildern und Inschriften; so erkennt man u. A. Bilder am Grabe des heiligen Januarius und daneben die Worte: Santo Januario . . . . requiescit in pace. In einem anderen Grabe finden sich die Apostel Paulus und Petrus in strengster Stilisirung dargestellt. Die Deckengewölbe in den größeren Gewölben sind leider bis auf wenige Spuren vollständig zerstört. Sonst gewahrt man an Denkmälern nur noch einen wenige Fuß hohen dünnen Säulenschaft, der die Inschrift: Priapus trägt, darunter das hebräische Wort Eloha (Gott) und ein unleserliches, welches dazu gehört. Wie ein Bild oder ein Symbol des Gottes der Fruchtbarkeit in die Katakomben kam, die auch in heidnischer Zeit schon als Begräbnißstätte dienten, weiß ich nicht zu deuten; vielleicht aus Zufall, doch scheint das ohne Zweifel von Christenhand herrührende hebräische Wort eine Demonstration zu enthalten. An dieser Säule sollen in den großen Verfolgungen die Christen hingerichtet sein; vielleicht wollte man sie hier zur Anbetung des heidnischesten aller Heidengötter zwingen.

Ueber die Art des Begräbnißes steht so viel fest, daß die Körper ohne Särge in ihre Felsenschränke gelegt wurden. Diejenigen der reicheren Stände wird man balsamirt, die anderen der austrocknenden Kraft des Lavafelsens überlassen, die große Masse der Armen in ein gemeinsames Gewölbe oder in die Erde gesenkt haben. Und daß nicht erst in christlicher Zeit hier begraben wurde, beweisen einige der im Museum aufbewahrten Marmorplatten. Es ist auch ganz begreiflich, daß die Art und Weise der Todtenbestattung sich stets mit nach den natürlichen Bedingungen richtet, die da in Betracht kommen können, und daß sie nicht einzig und allein durch die jeweilige Vorstellung „von den letzten Dingen“ bestimmt wird. Namentlich ließ der Glaube der Alten in dieser Beziehung eine größere Freiheit als der christliche, wenn nur überhaupt der Leichnam nicht unbestattet blieb; für ihn war es indifferent, ob der Todte dem Feuer oder der Erde übergeben wurde. Nicht so für das Christenthum, welches die Vorstellung von der Auferstehung des Fleisches ausbildete. Es mußte folgerecht die Verbrennung der Todten aufgeben und mit Vorliebe nach einer Bestattungsart greifen, welche die Körper einigermaßen zu conserviren schien; die Erkenntniß, daß unsere abgelegte Hülle in jedem Falle einem Verbrennungsproceß verfällt, lag natürlich dem Glauben fern. Was nun speciell das Katakombenbegräbniß betrifft, so hat es an sich mit dem Christenthum nicht mehr zu thun, als jedes andere Erdbegräbniß; aber die Localität begünstigte die Vorliebe für jene Gottesdienste, die man so gern über den Gräbern der Entschlafenen hielt und gewährte überdies in bedenklichen Zeiten

verborgene, wiewol immerhin gefährliche Versammlungsplätze. Nur muß man nicht denken, die Christen hätten erst jene unterirdischen Gänge in der Absicht gemacht, um ihre Todten abgesondert bestatten und unbemerkt ihre Gottesdienste halten zu können, oder gar, um bei Verfolgungen eine Zufluchtsstätte zu haben. Sie begruben ihre Todten da, wo es ihre heidnischen Mitbürger schon lange thaten, und wenn sie vor der Wuth der Zeloten in die Katakomben flüchteten, so thaten sie es, um auf den Gräbern der Ihrigen zu sterben, oder wie man eben in der Noth jede Zuflucht erwählt; denn natürlich waren sie in den Katakomben noch sicherer gefangen als anderswo.

Wir durchwanderten bei Fackellicht, was von den beiden oberen Etagen noch zugänglich ist. Die Wände schimmerten in einem fahlen todten Grau; unter uns klang der Boden, indem wir über hunderte von Gräbern dahinschritten, die mit dick verstaubten Lavaplatten bedeckt sind. Kleine Leute liegen darin, die man ruhen läßt, weil sie es im Leben nicht zum Prunke einer Marmorplatte bringen konnten und die Ihrigen das „Wohlverdient (bene merens)“, das man auf so vielen Nachbargräbern las, vielleicht lieber in Thränen als in Buchstaben ausdrückten. An dem Eingange des verschütteten dritten Stockes, aus dem uns ein wirrer Haufen von Schädeln, Knochen und Asche entgegenragte, kehrten wir um und in das goldene Tageslicht zurück.

Wir versäumten nicht, uns auch von der gegenwärtig hier gebräuchlichen Art der Todtenbestattung eine Anschauung zu verschaffen, um sie mit der mittelalterlichen und der antiken zu vergleichen. Der Camposanto nuovo liegt unterhalb der nach Capua führenden Chaussee auf einem ziemlich abhängigen Terrain, dessen Unebenheiten von den Gärtnern und Architekten für eine große Mannigfaltigkeit von Schöpfungen trefflich benutzt wurde. Man fährt wie in eine besondere Stadt hinein, so groß ist die Anlage. Denkmäler in unserer Weise gibt es nur wenige, aber viele hunderte von Mausoleen, theils für einzelne Familien, theils für ganze Körperschaften, ziehen sich zu Straßen oder Gruppen geordnet den Berg hinab. Man begegnet da allen Stilarten, dem griechischen, römischen, gothischen, selbst dem egyptischen. Zwischen diesen schimmernden Gebäuden, in denen neben oder über den Grabkammern sich stets eine Kapelle befindet, die durch Tages- und Kerzenlicht erhellt wird, ragen schlanke Cypressen und wallende Pfefferbäume — unsern Trauerweiden ganz ähnlich — hervor; Rosen und andere Blumen überall, und wo der Fels hervortritt, ist er mit Farrenkraut und hangenden Gewächsen oder mit blühendem Epheu überkleidet. Alles ist ungemain sauber und zierlich gehalten und das Ganze athmet eine freundliche Feierlichkeit. Hätte man die ehrwürdigen Kapuziner, denen man den ersten Dienst auf dem Friedhose gelassen hat, nicht in den Gängen wandeln sehen,

man hätte sich wol in die Gräberstraße von Pompeji versezt wähen mögen.

Wir betraten ein Mausoleum, in dessen Tiefe wir einige Handwerker arbeiten hörten; es gehörte einer der Todtenbrüderschaften an, deren es in Neapel, ich glaube 160 gibt. Aus der Kapelle führt eine Treppe in ein geräumiges Gewölbe hinab, das nach der einen Seite mehrere sehr hohe und breite mit Marmor bekleidete Gänge entsendet, in die von Oben das Tageslicht hereinfällt. Diese sind nun ganz denjenigen der Katakomben nachgebildet, nur daß sie heller und freundlicher sind. Rechts und links dieselben Schränke in den Wänden, mit Marmorplatten geschlossen, auf denen man die Namen der Bestatteten liest. Wenn man in irgend einer Richtung die Wände durchbräche, so würde man in ein benachbartes Gewölbe kommen; man hat also auch hier Katakomben, aber sie sind, der modernen Richtung entsprechend, in gesonderte Abtheilungen zerlegt. Unter der Erde ist man an die altchristliche, über derselben an die römische Zeit erinnert, wie man denn in allen Bereichen die Reste des Alten an den Anfängen des Neuen vorbeitragen oder sich mit ihnen verbinden sieht.

Uebrigens werden nicht alle Leichname sofort in jene Schränke gebracht; auf einige Hamletöfragen, die wir an den Todtengräber richteten, erfuhren wir, daß man sie auch in die Erde begräbt, um ihre eingetrockneten Reste nach fünfzehn Monaten wieder herauszunehmen und dann erst in jene Gewölbe zu bringen. Auf jene Weise erspart man das Balsamiren. Ob man nicht auch im Alterthum mit solchen Leichen so verfuhr, die man nicht balsamiren, doch aber verbrennen wollte? — Noch Unbemitteltere läßt man in der Erde liegen, bis ihr Platz anderweitig beansprucht wird; vielleicht nach drei Jahren wandern die Knochen in ein gemeinschaftliches Gewölbe. Doch der großen Masse der Armen wartet noch ein ganz anderes Schicksal. Ein Frate führte uns in einen großen mit Lava gepflasterten Hof, in welchem wir etwa fünfzig mit Steinplatten verschlossene Kellerlöcher bemerkten. Ueber einer derselben ragte das Ende eines starken Hebebaumes. „Dies ist, wie jener Hof auf der anderen Seite, der neue Kirchhof der Armen,“ sagte der Frate, „wollen Sie das Grab sehen, in welches der Letzte — vor zwei Tagen — bestattet wurde?“ Da wir bejahten, befestigte ein Arbeiter die Steinplatte an die von dem Hebel herabhängenden drei Ketten, und alsbald schwebte sie, nachdem er ihn niederdrückte, wie eine Wagschale empor. Welch ein Anblick ward uns! Unten in dem großen Gewölbe, das sich vor uns aufthat, in einer Tiefe von vielleicht 30 Fuß, soviel ich schätzen konnte, lag ein Haufen von Leichen unordentlich und wirr durch einander, die meisten in Leinen gewickelt, viele in gewöhnlichem Anzuge, obenauf ein Greis, quer über ihm ein Kind . . . Doch ich beschreibe nicht weiter. Wie kommen

sie da hinunter? Der Frate, der unserem Schauder die Frage ablas, sagte beruhigend: „Mit einem Strick.“

Wir mußten noch mehr von dieser furchtbaren Bestattungsweise hören, die uns aufs Peinlichste überrascht hatte, und eilten nach dem einige hundert Schritte entfernten alten Camposanto, den man ganz den Armen überlassen hat. Hier traten wir in einen ähnlichen Hof; aber er war weit größer, als jener, und hatte 19mal 19 der erwähnten Gewölböffnungen im Quadrat geordnet. Ein anderer Hof enthält dann noch so viel Grüste, daß ihre Zahl im Ganzen derjenigen der Tage im Jahre gleichkommt. Jeden Abend wird eine derselben geöffnet, um etwa vierzig Ankömmlinge aufzunehmen, und dann bis zum nächsten Jahrestage geschlossen und verkittet. Ein Desinfectionsmittel kommt nicht zur Anwendung, und dennoch bleibt bei dem dichten Verschuß der Gewölbe die Luft gut; auch scheinen die Leichen mehr zu vertrocknen, als zu verwesen.

Der Friedhof war von einer ziemlichen Anzahl Menschen der ärmsten Klasse belebt, deren Thun und Treiben uns sehr rührend erschien. Mehrere beteten laut und dringend vor den rings an den Wänden angebrachten Crucifixen, Andere knieten über den Gewölben, auf deren Deckel sie eine Blume gelegt hatten; hie und da kauerte eine ganze Gruppe im Kreise um eine solche unheimliche Thür, Leute, die sonst einander vielleicht fremd gewesen waren, aber durch jenen traurigen Abend verbunden wurden, an welchem sie ihre Todten in die gemeinschaftliche Gruft hatten verschwinden sehn. Damals hatte das Schicksal sie zu einer Todtenbrüderschaft vereinigt, wie ihre wohlhabenderen Mitbürger aus freien Stücken, nach eigener Wahl solche Genossenschaften unter sich bilden. Allmählig wurde auch die Ernte des Tages hereingebracht. Alte abgenutzte Särge, zuweilen mit einer Laterne verziert, wurden von zwei Leuten auf den Köpfen herbeigetragen und einstweilen an der Wand niedergefetzt. Es erschienen Wagen, in denen zwei und mehr Särge standen; ein Begleiter präsentirte im Bureau einem Geistlichen die Todtenscheine, die Namen wurden vermerkt, und nun lieferte er seine Ladung ab. Er hatte nur auf die Rückgabe der Särge zu warten. Wir fragten den Todtengräber, ob man auch hier sich eines Strickes zum Hinablassen der Körper bediene. „Ja,“ sagte er, „wenn die Angehörigen einen mitbringen, sonst geht es di sopra al basso,“ und dabei machte er die Bewegung des Hinabstürzens. Er forderte uns auf, Abends dem Begräbnisse beizuwohnen, aber wir konnten es nicht über uns gewinnen und verließen den Kirchhof, dem nun bei Dunkelwerden mehr und mehr Särge zugetragen wurden, so eilig, als gälte es noch vor Nacht die Heimath zu erreichen.

Wir waren fortgegangen, weil wir uns im Stillen von unseren deutschen Voraussetzungen aus eine Scene der Verzweiflung vorstellten. Doch mußten

wir uns nun sagen, daß eine solche Begräbnißweise sich nicht zu halten vermöchte, wenn das Volk etwas Verletzendes darin sähe. Bei uns freilich würde sie, wenn sie aus irgend einem Grunde eingeführt würde, sofort einen Aufruhr hervorrufen, aber hier, wo die Armen auf der Straße so eng verbunden mit einander leben, daß man nie Familie von Familie zu unterscheiden vermag, gereicht es ihnen zum Troste, daß auch ihre Abgeschiedenen hübsch bei einander bleiben; und daß sie mit einem salto mortale — im eigentlichsten Sinne — zu ihrer Ruhestatt gelangen, hat für ihren beweglichen mnntern Sinn nichts Beleidigendes. Und was uns dabei am Meisten verletzt, die grelle Unterscheidung und Sonderung von Arm und Reich und die Verleugnung aller Individualität, das nimmt der Neapolitaner auch hier als etwas Selbstverständliches hin, wie er es in so vielen anderen Beziehungen thut. Wer weiß denn auch, ob unsere Sentimentalität nicht etwas sehr Krankhaftes und der Ausrottung werth sei?

Am 18. Januar wohnten wir dem Stapellauf einer Dampscorvette in Castellamare bei. Auf dem Wege vom Bahnhofe zu den Werften wurde das anwesende kronprinzliche Paar mit lebhaften Zurufen begrüßt, auf dem Platze selbst von dem aufgestellten Marinepersonal feierlich empfangen. Ehe die Arbeit an den Stützen des Schiffes begann, umwanderte ein Geistlicher mit einem Weihwedel den ganzen Bau; zwei Razzaroni trugen ihm einen Weihkessel voll des Elementes nach, dem der Täufling demnächst übergeben werden sollte. Ich konnte nicht bemerken, daß irgend Jemand bei diesem feierlichen Acte mehr empfand, als das schwarze nunmehr geheiligte Ungethüm selbst. Lebendiger schon wurden die Empfindungen, als jetzt der bekannte Marsch aus der schönen Helena das Murren des Priesters ablöste, und nun fing auch das Hämmern, Stoßen und Ziehen an und versetzte uns in die größte Spannung. Als das Schiff nur noch auf dem Schlosse ruhte, wurde ein reizendes, noch unerwachsenes junges Mädchen, die Tochter des Herzogs von Arpino, zum Gerüst hinaufgeführt, um dem Schiffe den Namen und das Zeichen zu seiner Abfahrt zu geben. Die Bewegung, welche dabei im Publicum entstand, schien noch einen anderen Grund als den allerdings freundlichen Anblick zu haben. Auf unsere Fragen erfuhren wir denn auch, daß sich in diesem Acte und in der Wahl der jungen Dame gewissermaßen die, wenn auch nur poetische Sühne eines schrecklichen Ereignisses früherer Zeiten vollziehe. Dies junge Mädchen sei die Urenkelin jenes würdigen Admirals Carracciuolo, der in der fürchterlichen Reaction des Jahres 1799 auf Befehl der Königin Karoline und unter Mitwirkung

Nelsons erhängt worden, und zugleich die Tochter einer Engländerin und selbst englisches Landeskind. So bringe sie den damals besudelten Namen zu Ehren und mildere zugleich das bittere Andenken an die schändlichen Thaten des englischen Seehelden.

In wie prägnanten Epigrammen weiß sich die Geschichte oft zuzuspitzen! Die Erben jenes jämmerlichen Ferdinand, den der todte Carracciolo noch aus dem Wasser bedrohte, sind des Thrones verlustig gegangen, das Haus Habsburg, dem die grausame Karoline entstammte, ist aus Italien verdrängt, die Nachfolger Beider erheben unter der Zustimmung der Nation zu Ruhm und Ansehen, was jene mit Schande zudeckten, und England, damals so feindselig, leiht dem neuen Königreiche seine Freundschaft. Alles dies faßte sich in dem Momente zusammen, als der „Carracciolo“, getauft von einer Carracciola, vor den Augen des Kronprinzen von Italien unter dem Jubel der Menge langsam und majestätisch in die Wogen hinabglitt.

### Die Insurrection auf Cuba.

Ein Artikel „Spanien und Cuba“ in Nr. 50 der Grenzboten vom 11. Dec. 1868 gibt dem Einsender Veranlassung, das Verhältniß zwischen Spanien und Cuba auf Grund eigener Anschauungen darzulegen.

Daß bei der systematischen Unterdrückung, in welcher die spanische Regierung bisher die Insel gehalten hatte, die dortigen Zustände dem Publicum nicht genau bekannt sind, ist nicht zu verwundern, denn weder spanische noch cubanische Zeitungen durften dieselben offen besprechen. Daß aber die Bevölkerung der Insel auf 589,000 im Ganzen (Weiße und Farbige) angegeben wird, d. h. um ca. 60 % geringer als der letzte Censüs (1867) auswies, muß zunächst berichtet werden.

Dieser Censüs ist officiell bekannt gemacht worden und ergibt:

im westlichen Depart.	601,656 Weiße,	313,288	Skaven,	129,880	Freie Farbige
im östlichen	163,094	66,235	„	96,058	„
im Ganzen	764,750	379,523	„	225,938	„
Total	1,370,211,	wovon 1,044,324	auf das westliche Departement,		
		325,387	„	östliche	„

kommen.

Dieses letztere Departement hat etwas mehr Flächenraum als das Erstere und ist der Hauptsitz der Viehzucht und des Holzschlags, woher auch die nie-